5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Hochstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Hochstraße; für Redaktion: Bölbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218. Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 312. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1355) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pohl in Halle S.

Nummer 52 — Halle a. S., Dienstag den 13. Oktober — 1914

Siegreiche Kämpfe vor Belfort.

Köln, 12. Oktober. (Priv.-Telegr.) Einer Züricher Depesche der Kölnischen Zeitung zufolge hat nach Berichten von der elsässischen Grenze bei Altkirch und Dammerkirch in Richtung auf Belfort ein hitziges Gefecht stattgefunden, worin die Franzosen starke Verluste erlitten und bis weit über die französische Grenze zurückgeworfen wurden. Viele gefangene Franzosen wurden nach Deutschland befördert. Schlachtteilnehmer schildern die Franzosen als kampfesmüde, obwohl sie sich in der Uebermacht befanden.

Die Verteidigung von Belfort.

Turin, 12. Oktober. Trotz der überaus strengen Maßregeln der französischen Behörden gelang es der „Gazette del Popolo", auf dem Wege über Delle und Boncourt, folgende Mitteilung über die in der Umgegend von Belfort augenblicklich gemachten Anstrengungen zur Erweiterung der Befestigungsarbeiten zu erlangen. Ueber 22 000 Einwohner, das ist der größte Teil der Zivilbevölkerung Belforts, sind bereits seit einiger Zeit aus Belfort in die südlichen Departements geschafft worden. Mit Ausnahme weniger kleiner Läden zur öffentlichen Verteilung der notwendigen Lebensmittel sind in Belfort sämtliche Läden, Werkstätten und Fabriken geschlossen. Auf den Straßen sieht man nur Soldaten. Längs der Ufer der Savoureuse, welche die Stadt von der Zitadelle trennt, wird fieberhaft an der Fertigstellung der Zuflußkanäle gearbeitet, die zur Wasserzufuhr für die Kanäle der Außenforts und auch zur Ueberschwemmung dienen. Sämtliche Außenforts wurden durch erweiterte Fortifikationen verstärkt. Auch ließ der Generalgouverneur die umliegenden Dörfer und Gutshöfe militärisch besetzen.

Die Besatzung Belforts besteht ausschließlich nur aus ausgesuchten Truppen. Das ganze nordöstlich von Belfort sich erstreckende Gelände ist eine Sumpfgegend mit einer großen Anzahl von Seen, die durch Kanäle und Gräben bis zur elsässischen Grenze hin verbunden sind. Die Franzosen sind im Begriff, ganze Wälder niederzulegen, um die Wirkungen ihrer Batterien zu erleichtern. (B. T.)

Der Kampf um den Weg nach Ostende.

(Voss. Ztg.) Frankfurt a. M., 12. Oktober. Nach amsterdamer Meldungen der „Frankf. Ztg." haben die Engländer in Ostende wieder neue Abteilungen von Marinetruppen gelandet. Auch die Franzosen sollen Marinesoldaten herangeführt haben, die nun bei Gent stehen, so daß dort eine Schlacht zu erwarten ist. Einige kleinere Scharmützel haben bereits stattgefunden. Reuters Berichte aus belgischer Quelle sangen wiederum an, von einem Sieg über die Deutschen zu reden, wie denn auch diese Berichte nach eine halbe Stunde vor der Uebergabe Antwerpens einen großen Sieg über die Deutschen gemeldet haben. — Dazu aus London, 12. Oktober: Der „Daily Mail" wird aus Ostende gedrahtet, daß deutsche Kavallerie nahe bei Dixmuiden bemerkt wurde. Dixmuiden liegt 14 Meilen südlich von Ostende.

Der Kommandant von Antwerpen gefangen.

Aachen, 12. Oktober. Antwerpens Kommandant, Generalleutnant de Guise, ist als Kriegsgefangener hier eingetroffen und nach Köln gebracht worden. (E. A.)

300 000 Deutsche verwendungsfrei!

Rom, 12. Oktober. Giornale d'Italia ist der Ansicht, daß der Fall von Antwerpen, einerlei ob die Besatzung gefangen ist oder nicht, den großartigen Rückhalt, den die Deutschen an Lüttich und Namur gefunden haben, ergänzt und vollendet und hiermit eine Armee von mindestens 300 000 Mann für Operationen in der französischen Front gewonnen seien. Nunmehr sei es auch klar, daß die Deutschen es auf die Nord- und Nordwestküste Frankreichs abgesehen haben, um den Engländern den direkten Weg nach Frankreich zu verlegen. (B. A.)

Warum die Engländer Antwerpen bombardieren ließen.

Rotterdam, 12. Oktober. Zahlreiche belgische Truppen, die gestern noch unentschlossen an der niederländischen Grenze standen, sind heute durch die Deutschen angegriffen und über die Grenze gejagt worden. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß der belgische Kommandant die Verantwortung für das Bombardement der Stadt nur zu dem Zwecke übernahm, damit die englisch-belgische Besatzung rechtzeitig nach Westen abziehen konnte. Diese Erwägung ist indessen vielen Belgiern nicht zureichend, sich mit dem unglücklichen Los der Stadt abzufinden. (B. T.)

Die deutschen „Barbaren" in Antwerpen.

Die Londoner „Evening News" melden aus Antwerpen: Nach dem Einzug in Antwerpen verlangten die Deutschen sofort alle Feuerspritzen und begannen die Löscharbeit. Währenddessen brachten ihnen die Einwohner Erfrischungen. Ein Berichterstatter des Rotterdamer „Mansboden", der von einem Besuche Antwerpens nach der Besetzung durch die Deutschen zurückkehrt, schreibt: Hohe deutsche Offiziere haben darüber geklagt, daß die Bevölkerung Antwerpens geflohen ist, so daß die Deutschen das Vieh hungernd in den Ställen fanden und auf die Weide treiben mußten, um es vor dem Untergange zu retten. Man zwing uns auch, dadurch, daß die Häuser verschlossen sind, die Türen aufzubrechen. Bei einem Spaziergang durch die Stadt sah der Berichterstatter bei deutschen Offiziere bei einem sehr bescheidenen Abendessen, als plötzlich ein deutscher Marinesoldat erschien, ein kleines Kind auf den Armen, das von seinen Eltern verlassen war. In der Palaisstraße waren 17 Häuser zerstört. In der Verbondstract sah er deutsche Soldaten, die damit beschäftigt waren, einen Brand zu löschen. Die Wasserleitung und die Gasanstalt waren außer Tätigkeit. Die Deutschen waren dabei, den Betrieb wieder herzustellen. (T. R.)

Noch keine Rückkehr der Bevölkerung.

Amsterdam, 12. Oktober. Die Zeitung „Telegraaf" meldet: Die Aufforderung des deutschen Kommandanten von Antwerpen, die Bevölkerung möge nach Antwerpen zurückkehren, wird noch wenig befolgt. Die wehrfähigen Männer fürchten in deutschen Dienst treten zu müssen, um an den Verteidigungswerken zu arbeiten.

Holländische Internierungsstätten.

Rotterdam, 12. Oktober. (Privat-Telegramm.) Dem „Nieuwe Rotterd. Courant" zufolge haben die Holländer in Leuwarden eine Internierungsstätte für die übergetretenen Engländer und Belgier eingerichtet. Desgleichen in Amersfoort und Kamsten, wohin gestern ein langer Zug mit Soldaten aus Blissingen abging. In Dordrecht sind etwa 700 englische Marinesoldaten mit Booten aus Terneuzen angekommen und nach dem Internierungsplatz weitergebracht worden.

General von Beseler — Ehrendoktor.

Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Greifswald ernannte den Bezwinger Antwerpens, den General Beseler, einen Sohn Greifswalds, zum Ehrendoktor. Begründet wird diese Ernennung damit, daß der General dem von Deutschlands Feinden schmählich beleidigten Recht durch die Eroberung Antwerpens eine glänzende Genugtuung verschaffen half.

Der Bruch der belgischen Neutralität durch England und Belgien.

(W. T. B.) **Berlin**, 12. Oktober. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt unter der Ueberschrift „Der Bruch der belgischen Neutralität durch England und Belgien": Durch die eigenen Erklärungen Sir Edward Greys ist die Behauptung der englischen Regierung bereits als unhaltbar erwiesen, daß die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland das Eingreifen Englands in dem gegenwärtigen Kriege veranlaßt habe. Das Pathos sittlicher Entrüstung, mit dem der deutsche Einmarsch in Belgien von englischer Seite zur Stimmungsmache gegen Deutschland bei den Neutralen verwertet worden ist, erfährt eine neue und eigenartige Beleuchtung durch gewisse Dokumente, die die deutsche Heeresleitung in den Archiven des belgischen Generalstabes in Brüssel gefunden hat. Aus dem Inhalt einer Mappe, welche die Aufschrift trägt: „Intervention anglaise en Belgique", geht hervor, daß schon im Jahre 1906 die Entsendung eines englischen Expeditionskorps nach Belgien für den Fall eines deutsch-französischen Krieges in Aussicht genommen war.

Nach einem vorgefundenen Schreiben an den belgischen Kriegsminister vom 10. April 1906 hat der Chef des belgischen Generalstabs mit dem damaligen englischen Militärattachee in Brüssel, Oberstleutnant Barnardiston, auf dessen Anregung in wiederholten Beratungen einen eingehenden Plan für gemeinsame Operationen eines englischen Expeditionskorps von 100 000 Mann mit der belgischen Armee gegen Deutschland ausgearbeitet. Der Plan fand die Billigung des Chefs des englischen Generalstabs, Generalmajor Grierson. Im belgischen Generalstab wurden alle Angaben über Stärke und Gliederung der englischen Truppenteile, über die Zusammensetzung des Expeditionskorps und die Ausschiffungspunkte, eine genaue Zeitberechnung für den Abtransport u. dgl. geliefert. Auf Grund dieser Nachrichten hat der belgische Generalstab den Transport der englischen Truppen in das belgische Aufmarschgebiet, ihre Unterbringung und Ernährung dortselbst eingehend vorbereitet.

(W. T. B.) **Berlin**, 12. Oktober. Nach der „Voss. Ztg." haben die Enthüllungen der „Nordd. Allg. Ztg." über den englisch-belgischen, offenbar von Frankreich gebilligten Plan zur Verletzung der belgischen Neutralität mit der ungeschwächten Kraft einer Ueberraschung gewirkt. England wollte Belgien unter Mißachtung seiner Neutralität nur für seine deutschfeindlichen Pläne benutzen. Belgien hat schwer dafür büßen müssen. Schließlich würde ihm England zum Dank noch Antwerpen weggenommen haben.

Die Russen geben ihre Niederlagen zu.

(W. T. B.) Berlin, 12. Oktober. Die Russen machen für ihre Mißerfolge die schlechten Waffen, die Cholera und die Schwierigkeiten des Munitionsersatzes verantwortlich. Die Russen geben zu, daß die Deutschen ihre Positionen in Ostpreußen halten, daß also der neue russische Einfall abgewiesen ist.

Ein russischer Bericht zur Lage.

Petersburg, 12. Oktober. Der Generalstab veröffentlicht folgendes Communiqué: Gestern griffen unsere berittenen Avantgarden an mehreren Stellen die deutsche Vorhut an, überwältigten sie und machten die übrigen zu Gefangenen. Während des Kampfes wurde der Kornet Prinz Oleg, der Sohn des Großfürsten Konstantin, welcher zuerst an den Feind kam, leicht durch einen Schuß in das Bein verwundet, wobei das Geschoß das ganze Bein durchdrang. An der deutschen Front ist die Lage unverändert. Die Deutschen benutzen ihr Eisenbahnnetz, um die Positionen zu halten, welche sie an der Grenze einnehmen, indem sie Truppen von einem Platz zum anderen bringen.

Am linken Ufer der Weichsel kam es zu mehrfachen Vorhutgefechten. In Galizien bilden die österreichischen Truppen einzelne Gruppen, die nach verschiedenen Richtungen vorgehen. Trotz aller Vorsicht ihrer Offensive glückte es unserer Kavallerie, eine österreichische Division auf dem Marsche zu überraschen und zum Teil zu zersprengen. (W. T. B.)

Auch aus diesem russischen amtlichen Bericht geht hervor, daß sowohl an der ostpreußischen Grenze wie an der Weichsel in Polen alles gut für uns steht.

Die Zustände in Warschau.

Die Wiener Korrespondenz „Rundschau" meldet aus Kopenhagen, das die Lage in Warschau sich sehr bedenklich zu gestalten beginne. Obwohl die Stadt einen optimistischen und sorglosen Anstrich zur Schau trage, schreite eine wirtschaftliche Katastrophe heran. Ungefähr 60 Prozent der Kaufleute und Industriellen stünden vor dem Bankerott oder hätten bereits falliert. Es sei sehr leicht möglich, daß Hungerrevolten ausbrächen.

Einige Tage hindurch habe infolge der Kunde vom Heranrücken deutscher Truppen in Warschau eine förmliche Panik geherrscht; Flüchtlinge aus Mlawa hätten die allgemeine Unruhe noch erhöht. (W. Z.)

Die deutschen Tauben fliegen wieder über Paris.

Paris, 12. Oktober. Durch 20 von zwei Tauben über verschiedenen Stadtteilen geworfenen Bomben wurden gestern drei Personen getötet und 14 verletzt. Der Materialschaden ist unbedeutend. Eine Bombe fiel auf das Dach der Notre Dame-Kirche, jedoch ohne zu explodieren. Mehrere französische Flugzeuge stiegen zur Verfolgung der Tauben auf.

Neues von der „Emden".

Rotterdam, 12. Oktober. (Privatmeldung.) Der deutsche Kreuzer „Emden" setzt seine Streifzüge fort und hat Anfang diesen Monats, nach einem Bericht aus Tokio, im Malaischen Archipel eine Anzahl japanischer, mit Reis beladener Schiffe in den Grund gebohrt. Aus Hongkong sind darauf der englische Kreuzer „Triumph" und die japanischen Kreuzer „Wissin" und „Kassonga" ausgezogen, um die „Emden" abzufangen.

Die Besetzung Samoas.

Berlin, 12. Oktober. Einem Briefe des in Pagopago auf der amerikanischen Samoainsel Tutuila ansässigen Agenten der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg vom 4. Sept. ist folgendes zu entnehmen. Die englische Flotte mit fünf Kreuzern und zwei Transportschiffen hat am 1. September Apia besetzt und 1500 Mann Besatzung gelandet. Die Kriegsschiffe sind inzwischen wieder abgefahren und die Transportschiffe sind wieder weggesandt worden, um Proviant zu holen. Die Engländer sollen den Gouverneur Dr. Schultz anfangs schlecht behandelt haben, was sich jedoch nach einem Protest der englischen Bevölkerung in Apia änderte. Hirsch, der Leiter der Funkenstation, ist gleichfalls weggeführt worden. Sämtliche Fahrzeuge und Motorboote sind beschlagnahmt und alle Pferde im Umkreise von 10 Meilen von Apia requiriert worden. Die Besatzungstruppen bestehen durchweg aus jungen, in Australien angemusterten Burschen. Am Strande sind 8 Kanonen aufgestellt worden. (W. T. B.)

Die Dardanellen bleiben geschlossen.

(W. T. B.) (Morgenbl.) **Berlin**, 12. Oktober. Aus Konstantinopel berichtet die „Reichspost", daß die Ententeregierungen für die Entfernung des englisch-französischen Geschwaders die Gegenforderung stellen, daß die deutschen Offiziere und Schiffsmannschaften zurückgelandt werden. Die Türkei geht darauf nicht ein und die Dardanellen bleiben geschlossen.

Kein Deutschenhaß in Dänemark.

Kopenhagen, 12. Oktober. „Nationaltidende" und „Povedstaden" protestieren gegen eine von Karin Michaelis in der Wiener Zeitung veröffentlichte Behauptung der jüngeren dänischen Generation würde der Deutschenhaß eingeimpft. Das Chauvinistenblatt „Povedstaden" schreibt: Heute wüßten alle, die wirklich die dänischen Verhältnisse kennen, daß weit eher das Gegenteil der Fall gewesen sei. Jahre hindurch habe man in Dänemark an der Annäherung zwischen beiden Völkern gearbeitet und keinen Deutschenhaß eingeimpft. Der von Dänemark kommende deutsche Reisende habe den Eindruck, daß er hier mit einer liebenswürdigkeit behandelt worden sei, die seine Erwartung übertreffe. Das sei die Wahrheit über den Deutschenhaß Dänemarks, wo man Geist, Kunst und Kultur der Deutschen bewundere, sich davon befruchten lasse und in hohen Tönen die deutschen bürgerlichen Tugenden preise. (E.-A.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410132/fragment/page=0001

Der Tag von Termonde.

Von einem Teilnehmer an den Kämpfen vor Antwerpen wird uns folgender Feldpostbrief freundlichst zur Verfügung gestellt:

Liepeloo (vor Antwerpen), 5. Oktober 1914.

Meine lieben Eltern! In meinem letzten Briefe hatte ich Euch wohl von unserer Fahrt nach Belgien erzählt, von unserm kurzen Aufenthalt in Namur und in Brüssel und von unserm weiteren Vormarsch nach Norden. Inzwischen sind wir immer näher an den Feind herangekommen und haben schon eine ganze Menge mit diesem neuen Gegner erlebt. Das ist hier eine ganz andere Art des Kampfes, als unten in Frankreich. Das Gelände macht uns hier nämlich die allergrößten Schwierigkeiten; denn überall Baumgruppen und Bäumchen, Hecken, Zäune, Wassergräben und Sümpfe Nirgends kann man weit sehen. Da nützt denn meist die schönste Offensive nicht viel. Wenn man z. B. in oder bei einem Dorfe an den Feind heran ist, dann knallt es von allen Seiten, und man weiß gar nicht, woher es kommt Da kann man natürlich noch nicht schießen, weil man kein Ziel hat. — Ganz übel ist unsere Artillerie daran in diesem Gelände. Wenn vorher die Infanterie nicht die Gegend ganz sorgfältig vom Feinde gesäubert hat, kann sie keinen Schritt vor, ohne in die schwerste Gefahr zu geraten. Ueberall halten sich hier noch feindliche Abteilungen unter dem Schutze der zahlreichen Forts. Die muß unsere Artillerie — Hand in Hand mit der Infanterie arbeitend — der Reihe nach entzwei schießen. — Am 29. September lagen wir bei einem Dorfe nicht weit von hier in Gefechtsbereitschaft; es war von unserer Artillerie teilweise zerschossen und von den Einwohnern verlassen. Wir bekamen den Auftrag, das Dorf zu säubern, d. h., Haus für Haus genau durchzustöbern und etwa noch vorhandene feindliche Soldaten rauszuwerfen. Die Häuser waren fast alle fest verrammelt, und es dauerte auch nicht lange, da klirrten Fensterscheiben, krachten Türen. Und mit aufgepflanztem Seitengewehr ging es nun von Haus zu Haus, nachdem wir uns gruppenweise verteilt hatten. Natürlich wurde dabei auch gleich das, was man nötig brauchen konnte, mitgenommen, vor allem Lebensmittel. Es ist aber ein eigenartiges Gefühl, so in verlassenem fremdem Eigentum stöbern zu müssen. Am anderen Ende des Dorfes tauchte richtig auch bald ein feindliches Maschinengewehr auf, das uns einige Verluste beibrachte. Es sollte ein Panzerauto sein, eins von den Dingern, von denen hier so viel die Rede ist. — Am nächsten Tage marschierten wir weiter vor nach einem Dorfe St. Gillis, nahe bei Termonde, das vom Feinde besetzt war. Vorsichtig arbeiteten wir uns einzeln von Gehöft zu Gehöft vor, während bald die Kugeln um uns herumpfiffen. Woher, das sah man nicht. Hier hieß es aber vorwärts. Allenthalben sperrten Zäune, Gräben und sumpfige Wiesen uns den Weg. Endlich hatten wir den großen Bahnhof von Termonde vor uns und besetzten ihn nun, indem wir durch die Wagen der dort stehenden Züge hindurchkletterten. Von der anderen Seite war eine andere Abteilung von uns vorgegangen und der Feind hatte das Dorf und den Bahnhof geräumt. Daß er dagewesen war, zeigten uns die vielen dort liegenden belgischen Uniformstücke. Wir hatten nichts vom Gegner gesehen und hatten doch einige Verwundete. Es heißt, daß hier belgische Soldaten unter den Augen des deutschen Militärs als friedliche Arbeiter herumlaufen und dann, wo sie können, Stellungen besetzen und auf uns schießen. Man geht deshalb jetzt immer strenger gegen die Zivilisten vor und alle Augenblicke werden Gefangene gebracht. — So war Mittag herangekommen. Und da bekanntlich der deutsche Infanterist immer vorwärts will, rückten wir auch vor, auf die Stadt Termonde zu, die starke Forts hat und vom Feinde besetzt war. Etwa 2 Kilometer vor der Stadt, die an der Schelde liegt, kamen wir auf eine sumpfige Wiese mit zahlreichen moorigen Gräben. In Schützenlinien ging es hinüber, und bald pfiffen uns auch schon die feindlichen Geschosse entgegen. Dabei galt es immer, die mitunter ziemlich breiten Gräben zu überspringen, und so mancher — darunter auch ich — saß schon fast bis an die Hüften im Morast und mußte sich eiligst herausarbeiten. Das Feuer kam aus den festen feindlichen Stellungen am Rande der Stadt, jenseits der Schelde und des Kanals, die uns noch von der Stadt trennten. Bald waren wir an den Wall des Kanals herangekommen und besetzten ihn. Da sahen wir denn, vorsichtig hinüberlugend, direkt vor uns den Kanal; dann, durch einen ganz schmalen Landstreifen von ihm getrennt, die Schelde. Und hinter dieser die festen Stellungen, aus denen der Feind schoß, am Rande der Stadt. Es gab nun ein ziemlich lebhaftes Feuern hin und her; der Gegner kam nicht aus seinen Stellungen, und uns blieb auch nichts anderes übrig. Sowie sich drüben was zeigte, wurde von uns lebhaft drauf gefeuert. Und wenn bei uns ein Helm über den Graben guckte, sausten auch schon die Geschosse über uns weg. Gleich zu Anfang, als wir den Wall besetzten, hatte so eine dumme Kugel einen Kameraden getroffen, mitten zwischen die Augenbrauen. Er hat einen leichten, schnellen Tod gehabt. Manchmal hörte man drüben in der Stadt ein Auto surren — hin und her. Merkwürdig! Und auf einmal krachten die Granaten los aus der Stadt, schlugen wohl 600 Meter hinter uns ein, wo der Feind unsere Artillerie vermutete. Die antwortete auch bald, und schließlich feuerten unsere schweren Haubitzen in die Stadt hinein. Häuser lohten auf; als es dämmerte, beleuchtete grausig die Brandfackel des Krieges den Schauplatz. Den Feind in seinen Stellungen drüben störte das natürlich nicht, uns auch nicht. Bis nachts um 12 Uhr wurde noch ziemlich resultatlos herüber und hinüber geknallt. Und dann rückten wir ab, um unsere schwere Artillerie nicht zu hindern, die am Tage darauf die feindlichen Stellungen energisch bombardierte. Das war der Tag von Termonde; einige Verwundete hat er uns gekostet und zwei Tote. Es war ein unheimliches, schleichendes und nervenerschlaffendes Gefecht. Aber wir hatten den Gegner in der Stadt festgehalten. Andere Abteilungen, besonders an unseren linken Flügel, hatten Gelegenheit, lebhafter anzugreifen. Auch sie gingen nachts mit uns zurück. Ich glaube, der Tag von Termonde wird jedem, der dabei gewesen ist, unvergeßlich sein. — Jetzt sind wir noch weiter vor und liegen hier im Schützengraben schon einige Zeit, Tag und Nacht, nur ein paar hundert Meter vom Feinde. Da heißt es aufpassen! Heute früh erst war er so liebenswürdig, uns ein paar Stunden lang mit schweren Granaten von einem Fort aus zu beschießen. Für den, der da im Feuer liegt, ein mehr originelles als angenehmes Gefühl. Aber immer vorwärts! Wir haben den Feind eingekreist und er darf nicht heraus. Wenn nun unsere schweren Geschütze noch ein gehöriges Machtwort sprechen, dann wird wohl Antwerpen trotz seiner vielen und starken Forts bald in unserer Hand sein. Ja, der deutsche Adler faßt scharf zu! Es ist eine Freude, in den Gefechten zu sehen, wie alles drauf geht. Alles wünscht sehnlichst, den Gegner, den hinterlistigen, einmal erst aus seinen festen Stellungen rauslocken zu können. Und wenn wir ihn erst sehen, dann wollen wir ihm zeigen, wie deutsche Hiebe sitzen!

Euer E . . . .

Die letzten Stunden von Antwerpen.

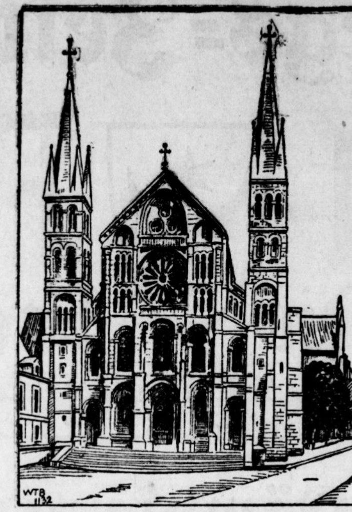
Von der holländischen Grenze wird der „Köln. Ztg." am Tage der Einnahme Antwerpens geschrieben:

„Gegen 8 Uhr befand ich mich auf dem Zuckersteg bei der Schelde und wohnte der Ankunft von Truppen bei, die ganz regelrecht vor sich ging. **Wieder kamen einige Kraftwagen mit Engländern und abermals gaben die guten Antwerpener ihrem bedrängten Gemüt Luft mit dem Rufe: Hoch die Engländer! und Albions Söhne sprachen den Zuschauern Mut zu.** So und soviel Mann von ihrem Heere seien unterwegs, „all with big guns" sagten sie, und einige Bootsarbeiter, die sie verstanden, verdolmetschten die frohe Botschaft **an die Menge: Alle mit großen Kanonen!, und dann brachen die Leute abermals** in Hochrufen auf die Engländer aus. **Allein** gegen 8 Uhr begann der Kanonendonner **wieder**, und man konnte selbst von den Staden **der Schelde den Widerschein** der Feuersglut wahrnehmen. So nahe war die Artillerie der Deutschen noch nicht gewesen. Wir hatten nur eine Andeutung dafür, daß nach Ueberschreiten der Nethe etwas Besonderes sich ereignen würde. Einigermaßen beruhigt begab ich mich früher als sonst nach meinem Quartier in der Nähe des Hauptbahnhofs. Ich schlief nur kurze Zeit.

Kurz nach Mitternacht wurde ich durch heftiges Klopfen an meiner Tür geweckt. Ich glaube, alle Kellner und Gäste haben ihre Stimmbänder angestrengt, um mich wach zu bringen: „Kommen Sie rasch hinunter oder Sie werden verbrannt." Auch schrie der Oberkellner mir zu: „Die Geschosse fallen", gellend kreischte das Kammermädchen: „Kommen Sie doch heraus", und jammerte zu den Umstehenden: „Hat doch ein Holländer einen schweren Schlaf." Nun hörte ich auch einen schweren Schlag, danach das Pfeifen einer Granate. Unten war alles beisammen: Wirt, Wirtin, Gäste, Personal; die meisten hatten schon gepackt, fertig zum Aufbruch. In dem Dunkel der Straßen schlichen die Flüchtlinge wie Schatten vorbei, dann vernahmen wir wieder einige harte Schläge und einen entsetzlichen Lärm wie Raubvogelgeschrei. Fest drückten sich die Menschen aneinander, geduckt und gebückt, manche krochen an den Häusern entlang, von den Gästen kehrte keiner mehr in sein Zimmer zurück, außer, um sich noch rasch vollends anzukleiden und sobald wie möglich zu flüchten.

Morgens um 8 Uhr stand die Stadt am Meer an 10 Stellen schon in Brand. Der Gasthof wurde geschlossen, allein ich kletterte auf das Dach und sah von 8, 10, 12 Stellen dichte Rauchwolken aufsteigen und dann vernahm ich auch wieder einen Schrei und sah eine Granate in hohem Bogen niedergehen, und wie die anderen laufe ich die Häuser entlang; alle Läden, Cafés, Gasthäuser waren geschlossen. In voller Einsamkeit lag die De Kayser-Lei da. Ich eilte über die Ringstraße hinweg. Hui! Hui! — erschreckt kehre ich mich um, dort, keine 200 Meter von mir, platzt eine Granate mitten auf der Ringstraße. Nun eile ich davon, kaum gelange ich an den „Grünen Platz" um eine Ecke, als wieder ein heftiger Knall hinter mir losgeht. Auf dem Meierplatz und der Zwölfmonatstraße, wo erst kürzlich eine Bombe aus einem Zeppelin niedergegangen war, schlägt ein Geschoß ein. Fensterscheiben klirren, laut kreischend rennen Frauen und Kinder davon, einige Männer sind verwundet. Ich laufe weiter . . .

An der Schelde wogt ein Menschenmeer, ein Wirrsal von Fahrzeugen, Kraftwagen, Karren, Bauernkutschen usw. Nach dem anderen Ufer fährt die Ponte, vollgepfropft. Ich halte mich fest, denn eben geht wieder eine Granate nieder, aber es geschieht glücklicherweise nichts. Langsam schieben die Kraft- und Pferdewagen sich über die militärische Schiffbrücke. Auf dem Zuckersteg kommt eine große Reihe Munitionswagen für die Artillerie heran; auch sie kommen nicht durch, müssen warten. Ich versuche nun meinerseits wegzukommen, schleiche wieder die Häuser entlang, dem Südviertel zu, nach dem Bahnhof. Kein Straßenbahnwagen rasselt mehr über das Gleis. Welch unglückliche invalide Menschheit birgt so eine große Stadt: Menschen, die vorantrampeln wie auf Krücken, weggeschoben werden in kleinen Karren, viele mit der Todesfarbe im Gesicht. Und über uns allen schwärmen noch andauernd die Tod und Verderben bringenden Geschosse. Auf dem Bahnhof finde ich natürlich alles geschlossen. Fahrzeuge nicht mehr aufzutreiben. Ich versuche mein Glück in nördlicher Richtung nach Holland zu. Unterwegs finde ich tatsächlich noch eine kleine Wirtschaft offen, wo ich zu essen und zu trinken erhalte. Mittlerweile ist es zwei Uhr geworden. Ich laufe wieder ein Stückchen weiter und wiederum — ich befinde mich nun ganz im Norden der Stadt — geht auf einige hundert Meter von mir ein Geschoß nieder. In demselben Augenblick schlägt an der getroffenen Stelle eine schwere Rauchwolke in die Höhe. Bei Stuivenberg, dem ersten Bahnhof jenseits Antwerpens, sehe ich, wie eine Gruppe Menschen auf den Gleisen läuft. Ich klettere hinauf mit der Frage: Wird wohl noch ein Zug kommen? Ein Eisenbahnarbeiter gibt uns Bescheid: „Nach einer Stunde." Wir entschlossen uns, zu warten. Zehn Minuten später winkte man uns, wir sollten nach dem Damm laufen, dort stehe ein Güterzug für Menschen bereit. Der letzte Wagen ist noch nicht voll, wir klettern hinein. Eine Frau jammert, daß sie nicht mitkommen kann mitsamt ihrem Bettzeug und ihrem Kind. Da nimmt ihr Mann das Bettzeug. Ich führe das Kind an der Hand, und so gelingt es uns, in den Wagen zu kommen. Bald darauf setzt sich der Zug in Bewegung . . . .



Die Kirche des heiligen Remigius in Reims

Zu dem neuen Bombardement von Reims.

Der wackere Puschinski.

Was die Soldaten erzählen.

Aus dem Hauptquartier im Osten, 6. Oktober.

Ihr solltet einmal dabei sein, wenn es abends an die Tür klopft und ein paar bärtige Soldatenköpfe im Lampenschein auftauchen mit der freundlich bescheidenen Frage: „Ist vielleicht ein Raum hier, wo wir die Nacht unterkommen können? Wir sind ältere Unteroffiziere, acht Mann im ganzen. Es braucht nicht groß zu sein, bloß daß man mal unter ein Dach kommt." Ein kleines Zimmer ist da, ein Feldbett, in dem der einzige Einwohner schläft, den wir vorfanden, nämlich, ein kleiner Terrier. Eine Chaiselongue, ein Sofa und auf einem Haufen im Winkel einige Kissen und Decken. Das alles wird mit der Versicherung in Empfang genommen, daß es „herrlich" sei, auseinander gesucht, abgeklopft und zusammen getragen. Das Vorhandensein eines Kochherdes macht die „Herrlichkeit" voll; und während ich an meinem Schreibtisch sitze, gehen immerzu Soldaten durch mein Zimmer mit Kochtöpfen und Waschgeschirren. Auf Zehenspitzen gehen sie in den schweren Stiefeln, sie balanzieren förmlich, die guten Kerle, um ja nicht zu stören, und sprechen nur halblaut nebenan in der Küche, während sie mit fabelhafter Geschwindigkeit deutsche Beefsteaks und andere schöne Dinge braten. Diese Leute haben einen Marsch von 45 Kilometern und die meisten von ihnen das neunzehnte Gefecht hinter sich. Und während sie da essen, erzählen sie. Und wie erzählen sie! Man sieht alles greifbar vor sich. Gerade bei den Unteroffizieren, die mit einer gewissen Gewandtheit des Ausdrucks die volksmäßig einfache Anschauungsweise verbinden, findet man die besten Erzähler. „Da war unser Fähnrich, ein allerliebster Mensch, immer weit voran. Wir machen einen Angriff auf russische Schützengräben auf einer Anhöhe. Brillant angelegte Stellung. Darin sind die Kerls ja Meister. Wir machen einen Sprung nach dem anderen. Die Kugeln pfeifen. Die Schrapnells platzen über uns. Man ist wie in einem Bienenschwarm von Kugeln. Schadt nicht. Ich rufe: „Kerls, keinen Schuß umsonst. Genau zielen, Druckpunkt und ruhig durchziehen." Unser Fähnrich immer voran, wirft sich hin, schießt, springt. Auf einmal seh ich ihn, zwanzig Schritt vor dem Schützengraben aufrecht stehen und zum Sturm rufen. Wir los mit Hurra. Der Fähnrich steht immer noch und schwingt den Degen. Das kann nicht gut gehen, denk ich. Da springt auch schon das Blut aus seinem Halse. Er sieht einen Augenblick hinunter, betastet sich. Das Blut läuft über seine Hand. „Die Fahne, haltet die Fahne." Er springt auf die Fahne zu, umarmt und küßt sie: „Wir siegen, wir siegen! Vorwärts, drauf, ihr Leute," und bricht zusammen. Der Erzähler, ein Feldwebel, schluckt etwas herunter. Eine Weile herrscht Schweigen. Dann andere Erlebnisse, Beispiele von Todesverachtung, so viel, daß man nicht den zehnten Teil wiedergeben kann, einfach erzählt, mit dem sicheren Stempel der Echtheit. Zuletzt die Geschichte vom Puschinski: „Ein miserabler Soldat im Frieden. Keine Dummheit, die der Kerl nicht ausgefressen hätte. Ewig im Loch. Er kam zur Ersatzkompagnie, dann zu irgend einem Fuhrpark. Wir waren froh, daß wir ihn los waren. Bei Gumbinnen — wir schwärmen gerade aus, kommt einer die Chaussee angeradelt, wie ein Verrückter, und über'n Graben auf mich zu — Puschinski! strahlend vor Freude. Ich sage: „Mensch, wo kommst du her?" — „Herr Fe — fe — Feldwebel, i — i — ich konnt's nicht mehr aushalten, da hi — hin — hinten. Da da da bin ich durchgebrannt. Herr Fe — fe — Feldwebel, i — i — ich muß vorne sein, Herr Fe — fe — Feldwebel, i — ich muß vorne sein, Herr Fe — fe — Feldwebel." Also was machen? Wir reklamieren Puschinski von seiner Kolonne; er wird uns auch überschrieben. Was soll ich Ihnen sagen: vom ersten Tage an mein Puschinski immer in der vordersten Linie. Findig wie ein Schießhund. Wenn wir in einen Ort kommen, duckt er sich, schnüffelt rechts und links an den Häusern herum, ehe man sichs versieht, hat er ein Huhn im Topf: einmal kommt der Hauptmann vorbei und siehts. „Wissen Sie nicht, daß nicht gestohlen werden soll? Wie kommen Sie zu dem Huhn?" — E — e — es hat sich widersetzt, Herr Hauptmann." Na, der Witz ist nicht neu, aber man muß doch lachen über den Kerl. Wenn niemand mehr was zu rauchen hat, Puschinski kommt an: Herr Fe — fe — Feldwebel, Zi — zi — Zigarre gefällig?"

Einmal waren wir vier Tage ohne Brot bei der Verfolgung in Rußland. Puschinski hatte welches und brachte es mir. Er hat immer von allem, weiß der Himmel, woher. Als wir damals zurück mußten, lagen wir in einem Schützengraben. Die Schrapnells platzten über uns, von vorn und von der Seite Maschinengewehrfeuer. Man konnte kaum die Nase aus dem Graben stecken. Da kommt der Hauptmann hinter mir rum: „Eine wichtige Meldung ans Bataillon. Freiwillige vor!" Donnerwetter; die Leute gucken aus dem Graben nach links, wo die Meldung hin soll. Die Maschinengewehrkugeln streichen dicht über dem Boden hin. Man sieht sie fliegen; wie Nadeln sieht es aus. Keine Deckung. Es ist ja unmöglich, da durch zu kommen. Puschinski meldet sich. „I — i — ich, Herr Hauptmann." Eh' ich noch weiß, was der Kerl machen will, hat er sein Rad aus dem Schützengraben und zuck — zuck — zuck strampelt er los. Wir schreien hinter ihm her: „runter vom Rad. Bist du verrückt. Auf den Bauch, Mensch," und warten jeden Augenblick, daß er fallen soll. Nach einer Weile — ich trau meinen Augen nicht — kommt Puschinski wieder zu Rad auf dem Rain entlang — —. Sie gaben ganze Salven auf ihn ab. Er war das einzige freie Zielobjekt. Wer es sah, dem stand das Herz still. Aber da ist Puschinski schon im Graben. Ich sage: „Mensch, bist du ganz und gar durchgedreht — wie kannst du so was machen?" — „I — i — ich wer' nicht getroffen, Herr Fe — fe — Feldwebel," grinst er. „V — v — bloß mein Vo — vo — Vorderrad." Das sah freilich böse aus. Na, wir mußten doch zurück — scheußlich, solches Zurückgehen. Lieber tausendmal vor, als 100 zurück — und blieben die Nacht am Waldrande. Oben lagen die Russen in unserem Schützengraben. Nicht weit von dem Schützengraben weideten ein paar Kühe auf dem Kleestoppel. Man konnte sie gegen den Himmel deutlich sehen. Da seh ich, wie Puschinski sich aus dem Walde macht und auf dem Kleeacker hinkriecht. Ich dachte, was will der Kerl dort, im Dunkeln geht niemand gern aus der Stellung. Bin aber hundemüde und denk': laß ihn kriechen. Lange sah ich nichts von ihm. Auf einmal hör ich hinter mir: „Etwas f — f — frische Milch gefällig, Herr Fe — fe — Feldwebel? I — i — ich hab da oben da — da — beim Schützengraben di — di — die eine Kuh gemolken."

Am anderen Tage gingen wir weiter zurück. Eine Anzahl Fußkranker konnten nicht mit kommen und mußten sich abends mit den Russen herumschießen, wie wir schon im Biwak waren. Mein Puschinski hört das Knattern, setzt sich auf sein verbogenes Rad und fährt zurück. Hinterm Berge trifft er auf unsere Nachzügler, die von einem Dorf her beschossen werden. „We — we — wer schießt denn da a — a — aus 'm Dorfe. Di — di — die woll'n wir g — g — gleich mal rausjagen. Ko — ko — kommt man mit, ihr Lo — Lo — Leute. Ihr Fa — Fa — Feiglinge. Ihr werd' doch ka — ka — keine Angst haben!" Richtig schleift er die Fußkranken mit zurück gegen das Dorf. Aber bald wird das Feuer so toll, daß sie sich zurückziehen müssen. Da geht Puschinski allein gegen das Dorf vor und knallt immer hinter den Straßenbäumen hervor. Bis sich eine Kosakenabteilung aufmacht, um ihn abzuschneiden und Puschinski auf seinem krummen Rade aus Leibeskräften ausreißen muß. Aber „i — i — ich wer' nicht getroffen, Herr Fe — fe — Fesdwebel". Er ist glücklich zurückgekehrt und ich hoffe, gelegentlich noch mehr von ihm berichten zu können."

Rudolf von Koschützki, Kriegsberichterstatter.

Der Pfarrer von Tapiau.

Vom Pfarrer von Tapiau und seinem mutigen Ausharren bei dem Eindringen der Russen berichtet die in Breslau erscheinende „Schlesische Zeitung": Von einem Heldenmut zeugt das Verhalten des Ortspfarrers in Tapiau, Superintendenten Kittlaus, der seine Gemeinde nicht verließ, als sie auch schon auf nur wenige zusammengeschmolzen war, der der treue Berater und Mithelfer in der furchtbaren Not blieb, als die Granaten in die bei Tapiau gelegene Irrenanstalt schlugen. Und dazu fehlt es an Lebensmitteln! Doch der Pfarrer schafft Rat. Das Proviantamt hilft noch einmal aus. Er ist in dieser Schreckenszeit alles. Sein Amtszimmer müßte eigentlich sieben Schilder erhalten: Pfarre, Standesamt, Magistrat, Verpflegungsbureau, Auskunftei, Kasino, Gerichtsstätte! Der Kommandant, der wie ein Vater zu seinen Soldaten steht, bittet den Pfarrer, einen Gefallenen mit militärischen Ehren zu begraben. Er hält aus . . . . Und weiter sausen und zischen und singen die Schrapnells und Granaten. In der Frühe eines Tages wird er gefragt: „Ist heute Kirche?" Er fragt dagegen: „Ja, ist denn aber heute Sonntag?" Und nun steigt er selbst auf den Turm und läutet die Glocken — sein Glöckner ist geflohen —, deren Klang so wundersam sich mischt mit dem Donner der Kanonen. Bald füllt sich das Gotteshaus: ein Leutnant spielt die Orgel, kompagnieweise strömt das Militär in die Kirche, deren Bänke erst von den Glassplittern gesäubert werden müssen, und bald tönt es durchs alte Gotteshaus, zuerst noch beklommen: „Verzage nicht, du Häuflein klein!" Aber dann braust es trutzig zum Gewölbe empor: „Ein feste Burg ist unser Gott." Jedes Wort wird bei der Predigt von des Pfarrers Lippen verschlungen; zum Abendmahl bleiben alle abkömmlichen Krieger, und Ewigkeitsfrieden ruht über der heiligen Feier, während draußen die Kanonen donnern! Ein unvergeßlicher Gottesdienst, ein heller Lichtstrahl in den Sorgen nach den Schreckenstagen von Tapiau. Und so lange ihrer in der deutschen Geschichte gedacht werden wird, wird man in Ehren den Namen des Superintendenten Kittlaus nennen.

Der russische Rückzug aus Galizien und Polen.

Furchtbare Verluste der Russen bei Przemysl.

Ueber die letzten vergeblichen Sturmangriffe der Russen auf die Festung Przemysl vor ihrem endgültigen Abzuge wird noch berichtet:

Wien, 12. Oktober. Nach dem „Neuen Wiener Tageblatt" gelangten die Russen nur bis zum Drahtverhau der äußeren Werke Przemysls. Die ganze Festung schien ein einziger feuerspeiender Vulkan. Durch die Explosion von Flatterminen wurden ganze Abteilungen auf einmal zersetzt. Vom 6. bis 9. Oktober verloren die Russen an Toten und Verwundeten nicht weniger als 40000 Mann. Przemysl hat seinen strategischen und taktischen Wert für die Operationen unseres Heeres glänzend bewiesen. Ein weiteres Vorrücken gegen Westen mit der offensiven Besatzung im Rücken hätte gewiß eine für die Russen äußerst ungünstige Situation bedeutet. Der Feind mußte zur Deckung seiner Sturmangriffe sechs Infanterie-Divisionen und eine Kosakendivision sowie mehr als 100 000 Mann 50 Kilometer westwärts entsenden. In zweitägiger Schlacht wurde diese feindliche Heeresmacht zurückgeschlagen und bis an den San verfolgt.

Die Rückwärtsbewegung der Russen sowohl in Galizien als auch nördlich der Weichsel dauert unvermindert an. Die österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen sind den zurückweichenden Russen unausgesetzt auf den Fersen. Die Verfolgung des Feindes wird auf das energischste durchgeführt. Ja, in vielen Städten, in denen noch vor einigen Tagen sich russische Besatzung und von russischen Generalen eingesetzte Verwaltung breit machte, amtieren wieder die österreichischen Landesbehörden, deren erste Aufgabe es ist, die Schäden der russischen Episode wieder gut zu machne. Die von den Russen zerstörten Telegraphen, Brücken und Bahnlinien sind repariert. Der Bahnverkehr funktioniert wieder. Durch die Rückkehr der Beamten ermutigt, suchen auch viele Flüchtlinge ihre verlassene Wohnstätte wieder auf. Im großen und ganzen haben die Russen nicht sonderlich arg gehaust. Selbst die Kosaken führten sich — abgesehen von ihrer Unsauberkeit — menschlich auf.

Mein Oesterreich.

Kann sich ein Baum, von Wurzel faul, begrünen?
Er muß zum Dünger werden jungem Stamme!
Geläutert in der reinen Brunst der Flamme
Mag er die Sünden seiner Schwäche sühnen.

Doch Du, mein Oesterreich, darfst Dich erkühnen
So alt Du bist, Dich, trotz dem vielen Schlamme
Drin schlechte Gärtner Dich, die Gott verdamme,
Bestehen ließen, recken unter Hünen!

Die starken Wurzeln, die Dich tragen, breiten
Sich dauerhaft durch unerschöpfte Zeiten,
Und mag's von Deinen Aesten noch so splittern,

Mag selbst Dein ganzer großer Bau erzittern:
Du wirst, was immer Widersacher sagen,
Noch in Aeonen frische Blüten tragen.

Richard Schaukal.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410132/fragment/page=0002
DFG